

Fürsprecherin der guten Schreibe

Bekannt, gefürchtet und preisgekrönt: Die Journalistin Margrit Sprecher geht in Pension

VON BARBARA LUKESCH

Sanft im persönlichen Umgang, genüsslich gallig am Schreibtisch: Die «Weltwoche»-Gesellschafts-frau Margrit Sprecher, kratzbürstig gegen Drücker, Obristen und Aufgeblasene, gehört zu den spannendsten Figuren im Schweizer Journalismus. Im Herbst wird sie, leider, pensioniert.

Ihre Telefonstimme ist die einer kleinen, zierlichen Blondine: sanft, fürsorglich, überaus liebenswürdig, oftmals leicht geteilt und in ihrer Höhe so ungeschützt, dass man befürchtet, sie könne jederzeit kippen.

Wer ihr erstmals leibhaftig begegnet, staunt. Da steht eine grosse Frau mit langen dunkelbraunen Locken und riesigen Augen, einem weiten Rock und einer geräumigen, praktischen Tasche, in der nicht nur ein Schminktäschchen, sondern auch Arbeitsutensilien Platz haben. Doch kaum macht sie den Mund auf, lacht ihr verlegenes Kleintädchenlachen und schaut ihr Gegenüber mit dem Blick eines Rehs unendlich weich und wohlwollend an, ist wieder der Eindruck eines schonungsbedürftigen Wesens da, das man am liebsten davor bewahren möchte, es immer allen anderen recht machen und ja keine Schwiege, womöglich gar Komplizierte sein zu wollen.

Und das soll Margrit Sprecher sein, eine der bekanntesten, vielleicht gar die berühmteste Schweizer Journalistin, unstrittige, aber auch mehrfach preisgekrönte «Weltwoche»-Redakteurin, gefürchtete Gerichtsreporterin und brillante Porträtistin, vor deren spitzer Feder schon manch grosses Tier dieses Landes am liebsten davonlaufen wäre?

Schon immer stellte sie sich auf die Seite der Angeklagten

Margrit Sprecher ist tatsächlich eine schillernde Figur voller Widersprüche und Unberechenbarkeiten, die selbst Menschen, die lange mit ihr zusammengearbeitet haben, ein Rätsel geblieben ist. Hier die hingebungsvolle Zuhörerin, die einen Interviewpartner mit kleinen Ausrufen naiven Erstaunens wie «Nei aber au...» zu immer weitergehenden, immer intimeren Enthüllungen verführt. Dort die unerbittliche Analytikerin und Autorin, die gnadenlos den Finger auf die wunden Punkte, die Lügen und beschönigenden Floskeln ihres Gegenübers legt und mit ihrer überdurchschnittlich geschulten und präzisen Sprache (Kolleginnenlob) harte Schnitte am Schreibtisch vornimmt – mithin «eine journalistische Wölfin im Schafspelz», deren Artikel die von ihr Porträtierten nicht selten wie einen Schlag treffen.

Wehe, wenn sie Machtmissbrauch wittert oder sogenannten «Autoritäten» bei der Vernichtung ihres herrschaftlichen Tuns über die Schulter schaut. Im Gerichtssaal zum Beispiel, dem Ort, an dem sie vor dreissig Jahren ihre wahre Berufung entdeckte, entgeht ihrem Blick nichts. Da mag das «Margritli» (Charlotte Peter, ehemalige Chefredakteurin «Elle») noch so schüchtern im persönlichen Umgang sein, im Gericht beobachtet sie scharf, wie die Vertreter der staatlichen Gewalt kalt und herzlos die kleinen Diebe und Drogenkonsumenten zutreten, und achtet solches Tun in ihren Texten schonungslos. Sie hasst die Selbstgerechten, die überzeugt davon sind, dass ihnen nie im Leben ein Fehler unterlaufen werde, geschweige denn, dass sie kriminell werden könnten. Es empört sie, wenn der Richter mittags um 14 Uhr einschläft, weil ihn der Fall des unbedeutenden Betrügers nur noch langweilt, und erst dann wieder aufwacht, wenn der hochkarätige Wirtschaftskriminelle, ein Mann von Welt, vor die Schranken des Gesetzes tritt.

Schon immer stellte sie sich konsequent auf die Seite der Angeklagten, will sagen, der schwächeren



«Jetzt bin einmal ich dran»: Margrit Sprecher über ihre Zukunft

Foto: Andreas Eggenberger

Mitglieder dieser Gesellschaft. In solchen Situationen ist ihre Angriffslust gross und ihre Angst vor Streit, unter dem sie sonst leidet (wie ein Hund), löst sich in Luft auf. Als sie einst schrieb, dass ein «Richter auf seinem Stuhl wie ein Jäger auf seinem Hochsitz thronet und auf sein Opfer zielt», verlor sie die Zulasungsberechtigung zum Zürcher Obergericht – wegen Lächerlichmachens der Institution. Sie zuckt mit den Achseln – und schmunzelt.

Die Tochter aus gutbürgerlichem Bündner Haus war von jeder eine, die Mühe mit Autoritäten und hierarchischen Strukturen hatte. Das war schon in der Schule so. Und das änderte sich auch an ihrem ersten Arbeitsplatz nicht, an dem es die gelernte Dolmetscherin inmet Kürze als «Affront» empfand, «das, was andere gedacht hatten, bearbeiten zu müssen». Die Formulierung «mein Chef» brachte sie noch nie über die Lippen. Und wenn sie im Verlaufe ihrer beruflichen Karriere etwas erreichen wollte, erkämpfte sie es sich zäh und hartnäckig, auch wenn es ihre Generation noch nicht für das weibliche Geschlecht vorgesehen hatte. Ungerührt liess sie sich von einem Vorgesetzten vorwerfen, dass «sie sich schlechter als ein oberbayrisches Dienstmädchen benehme», weil sie bereits nach sechs Monaten genug davon hatte, Zeitungsbeilagen zu Themen wie «Hurra, wir heiraten» oder «Was ist der beste Matratzeninhalt?» zu schreiben.

Bei der «Elle» fand sie in Roman Brodmann ihren Lehrmeister

Ihr Ziel war ein höheres. Margrit Sprecher wollte schon immer «Weltwoche»-Redakteurin werden: «Das war mein Traumjob», erinnert sich die 62-Jährige. Dafür nahm sie Umwege und weitere journalistische Durststrecken in Kauf, wie jene Zeit auf der Redaktion der Frauenzeitschrift «Elle». Dort sei es zwar menschlich «toll» gewesen. Und in Roman Brodmann, dem Chefredakteur, habe sie sogar ihren Lehrmeister gefunden, der ihr die Augen für das Werk von Joseph Roth und Kurt Tucholsky, zwei grandiosen Schriftstellern und Stilisten, geöffnet habe. Aber ansonsten habe sie darunter gelitten, an einem Produkt mitzuarbeiten, das politisch nahezu wirkungslos geblieben sei.

Trotzdem harpte sie fünfzehn lange Jahre dort aus, weil sie ein Mensch ist, der «gewaltsame Brüche» scheut, Sicherheit und Wohlwollen in ihrer Umgebung braucht und sich nur «langsam an eine neue Stelle hineinzuordnen mag».

Eines Tages schaffte sie den Wechsel in den damaligen Jean-

Frey-Verlag, schrieb für den «Züri Leu», heute «Züri Woche», über lokale Ereignisse wie Boutique-Brünnungen und Konditoreumbauten. Sie ertrug es stoisch, dass ihre Zeitungswelt nur von Erlenbach bis Oerlikon reichte, weil sie erstmals – «als Trostpflaster sozusagen» – Gerichtsreportagen schreiben durfte.

Vor genau fünfzehn Jahren war sie dann am Ziel ihrer Wünsche und wurde «Weltwoche»-Redakteurin. Sie wurde damit betraut, ein sogenanntes Frauen-Ressort aufzubauen, dank dem es gelingen würde, mehr Leserinnen an die Zeitung zu binden. Margrit Sprecher entwarf den Bund «Gesellschaft» (später «Leben heute»), der sowohl Lifestyle-Geschichten, aber auch Sozialreportagen beinhaltet und ihrem Naturell einer vielseitig interessierten «Wald- und Wiesen-Journalistin» entsprach. Jürg Ramspeck, seinerzeit Lifestyle-Chefdelegierter der «Weltwoche», gerät ins Schwärmen, wenn er an sie damals kollegiale denkt: «Sie verfügt über alle Vorzüge eines journalistischen Profis wie Fleiss und Pflichtbewusstsein, hat aber gleichzeitig auch das Talent einer Schriftstellerin – mithin eine Wunderfrau.»

Jetzt war sie zum erstenmal in ihrem Leben selber Chefin und erfuhr, was es heisst, über Macht zu verfügen. Doch sie betauert, dass sie sich nie wie eine Hierarchin, sondern viel mehr wie eine Verwalterin, Serviertochter und Hebamme gefühlt habe, die leidenschaftlich gern «jungen Talenten ans Licht geholfen habe». Yvonne-Denise Köchli, Redakteurin der «Weltwoche» und langjährige Kollegin, kann das bestätigen: «Margrit hat mich journalistisch wahnsinnig gefördert und unterstützt.» Sie ist bei weitem nicht die einzige, die das sagt.

Gleichzeitig entwickelt sie ihren persönlichen Stil weiter, feilt an ihren oft überraschenden, mitunter auch witzigen sprachlichen Bildern und Vergleichen: «Und beim Startschuss fliegen sie los, sirrend wie ein gefährlicher Insektenschwarm, präzise wie eine Waffe.» (über den Engländer Skimarathon) oder über Albert Hofmann, den 92-jährigen LSD-Erfinder: «Eher sieht man ihn in der sechsten Reihe eines Abonnementkonzerts sitzen als im LSD-Rausch in einem Sessel liegen.»

In den letzten Jahren hat sie die Ernüchterung gepackt

Sie schreibt über Claudia Schiffer, den Skifahrer Marc Girardelli, Martina Hingis oder den Brandstifter von Bözberg – Personen mithin, die zuzendfach porträtiert werden beziehungsweise wurden. Aber oft gelingt ihr ein neuer, manchmal auch irrite-

render Zugriff. Den Brandstifter beispielsweise spiegelt sie ausschliesslich in den Schilderungen der von ihm geschädigten Männer und Frauen – und heisst prompt den begehrten Kisch-Preis ein.

Deutsche Zeitungen und Magazine wie «Die Zeit» und «Geo» drucken ihre Texte ab, und «Der Spiegel» bietet ihr die Stelle der Ressortleiterin «Gesellschaft» an. Sie lehnt ab, weil sie weiss, dass ihr die dazu nötigen Ellbogen fehlen: «Ich hatte Angst», sagt sie, «neunzig Prozent meiner Energie dafür zu verbrauchen, mich abzugrenzen und mir und meinem Stil treu zu bleiben.»

In den letzten Jahren hat sie, die stets mit grossem Engagement bei der beruflichen Sache war, die Ernüchterung gepackt: Die «Internets», wie sie sie nennt, seien auf dem Vormarsch – Journalisten, die sich nur noch am Computer aufhalten, Datenbanken anzupfen und das so gewonnene Material in einem nichtssagenden Artikel verwursten. «Wie kann man auf diese Art auch nur einen einzigen Leser packen und zur Lektüre verführen?» fragt sie entnervt und erbaut sich lieber an den von ihr hochgeschätzten englischen Zeitungen wie «The Independent» und «The New Yorker».

Jetzt wartet ein Buchprojekt zum Thema Todesstrafe auf sie

Ihrer Pensionierung steht sie – mindestens nach aussen – gelassen gegenüber. Immerhin ist sie eine der wenigen Journalisten und Journalistinnen ihrer Generation, die in einem Beruf durchgehalten haben, der nicht viel für ältere Menschen übrig hat. Sie hat es zur Kenntnis genommen, dass die Chefredaktion der «Weltwoche» sie nicht gebeten hat, länger zu bleiben – schliesslich will sie selber ja auch weg: «Jetzt bin einmal ich dran», hält sie überraschend heftig fest. Jetzt wolle sie sich wieder einmal in Musse eigenen Texten und Geschichten widmen und diese nicht im Alltagsstress irgendwo «schnell, schnell hineinwirgen». Ein Buchprojekt zum Thema Todesstrafe wartet auf sie, das sie im Herbst in die USA führen wird.

Margrit Sprecher bedankt sich wie ein artiges Schulmädchen für ihre zwei Coci-Light, streicht ihren Rock glatt, der etwas verhuddelt wirkt, und geht davon: Eine Frau ohne Alter, die ihrem Namen zum Trotz nur ungern redet, mitunter kurlig wie Pippi Langstrumpf, dann wieder reif und kämpferisch wie eine Löwenmutter. Keine klassische Schönheit, aber eine faszinierende Persönlichkeit: «Souverän und mutig», wie sich Jürg Ramspeck kurz und begeistert vernennen lässt.



Sonntagskinder

Da wir uns nicht kennen, bin ich auf Vermutungen angewiesen, aber ich würde einmal sagen: Sie lesen am Sonntag die Zeitung. Das ist nicht dumm, doch es gibt auch Menschen, die am Sonntag andere Dinge tun. Ich habe mich da einmal für Sie kundig gemacht. Also:

74% der Menschen frühstücken am Sonntag länger. Von diesen 74% sind um 13.30 Uhr 36% immer noch bei Tisch. 57% der Männer (8% der Frauen) basteln am Sonntag, und fast alle haben sich dabei schon mal verletzt, wobei 38% (gilt für beide Geschlechter) Prellungen erlitten sowie 16% offene Wunden beziehungsweise 9% offene Beinbrüche zu beklagen hatten. 12% der Frauen (3% der Männer) schreiben am Sonntag Gedichte. 55% der Frauen (8% der Männer) machen am Sonntag die Wäsche. 74% der Frauen (2% der Männer) bügeln am Sonntag die Hemden. Aber nur 3% der Frauen (88% der Männer) polieren am Sonntag den Wagen.

Des weitern: 46% des Sonntags wird vor dem Fernseher verbracht. 21% der Menschen geben an, dass sie am Sonntag fernsehen, obwohl sie das Programm nervt. 24% bekennen, dass sie ein Gefühl der Leere beschlicke, nähme man ihnen am Sonntag den Fernseher weg. 27% hätten den Eindruck, von der Welt abgeschnitten zu sein, sähen sie am Sonntag nicht fern. Aber nur 16% würden sich am Sonntag ohne Fernseher langweilen. So weit, so bloss von statisti-

schem Belang. Eine weit-aus aufschlussreichere Zahl ist die: 8% der Menschen geben zu, dass sie an einem Sonntag schon einmal vollkommen erstgenannte Selbstabschaffungspläne schmiedeten. Worum es geht?

Sonntags geschieht nichts, es sei denn, es geschieht selbstbestimmt. Das heisst: Man muss den Sonntag irgendwie anschreiben, sonst bewegt sich der nicht. Nehmen wir den Montag zum Vergleich: Versetzt er uns nicht gleichsam einen Tritt? Doch, das tut er, und das ist auch ganz in Ordnung so. Denn durch seine tausend Zwänge lenkt uns der Montag ab von uns selbst – und damit von unserer inneren Leere.

Der Sonntag aber macht das durchaus nicht, und darum ist er denn auch so eine Art Verlierer unter den Tagen. So eine Art Taugenichts und Herumtreiber.

Stellen wir uns die Woche als Klasse vor, dann steht doch der Sonntag sicher in der Ecke und schämt sich. Denn er ist der Spiegel, in den wir nicht blicken, das Buch, in dem wir nicht lesen, der Baum, von dessen Äpfeln wir nicht kosten mögen, weil wir wissen: Nicht seine Früchte sind bitter, sondern die Erkenntnis, die sie bringen – dass wir nämlich alle Sonntagskinder sind.

Darum: Schafft den Sonntag ab!

Selbstverständlich aber nur jeden zweiten.

Dominik Imsegg



Strumpfhosen für Männer?

Seit Jahren trage ich – weder schwul noch Transvestit, sondern Familienvater, sportlich und beruflich erfolgreich – in kühlen Monaten feine Nylon-Strumpfhosen unter dem Business-Anzug. Während ich im Strumpfhosengeschäft ganz selbstverständlich bedient werde, hat sich das Tragen von Feinstrumpfhosen für Herren gesellschaftlich wohl noch nicht durchgesetzt. Es sprechen doch keine Gründe gegen diese feine Lebensart, oder?

Mario K., Rorschach

Offenbar zählen Sie zu den wenigen Zeitgenossen, welche die von Modemachern gepredigte Philosophie des Cross dressings wirklich ausleben. Und dies mit beträchtlicher Radikalität und grossem Selbstvertrauen.

Für diese innovative Eigenständigkeit muss ich Sie loben. Sie haben begriffen, dass sich guter Stil nicht an lammmfrommen Befolgen von meist moderaten Modediktaten misst. Tatsächlich ist Nylon etwas, was sich zum Tragen unter Anzügen gut eignet. Verglichen mit sonstigen Langwaren aus Baumwolle, zeichnet sich das synthetische Material nämlich nicht ab und hat einen kleinen Haftfaktor.

In einem Punkt ist eine daraus gefertigte Strumpfhose allerdings nicht männertauglich: Die Pinkelöffnung fehlt.

Fragen zur feinen Lebensart

SonntagsZeitung
Dr. Kuno
Postfach, 8021 Zürich